

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

220 (22.9.1932) Unterhaltung und Wissen

# Winterrückführung und Wille

## Das goldene Herz Eine utopische Grotteske von Bob Willey

Dr. Eduard Ritter lag auf einem kleinen Postersofa neben der Couch, auf der eine schöne, schlante Frau — seine Frau — lang ausgestreckt ruhte, sah ihre geschlossenen Augen, dümpelte das Licht noch ein wenig ab und dachte, daß es vom Schicksal gar nicht so unrecht wäre, wenn er jetzt dort ruhen und seine Frau neben ihm liegen würde. Er war leidenschaftlich, hatte nur wenig geschlafen in der Eisenbahn in der letzten Nacht. Er kam von einer schwierigen Operation. Vom Bahnhof ging's gleich in die Sprechstunde; von dort holte seine Frau ihn ab; sie führten zum Essen, dann zu einem Nachmittagsstee, den sie mitmachen mußten, und der länger dauerte, als vorgesehen. Dann waren sie nach Haus gekommen, und nun...

Ina schlug die Augen auf und strich mit den schmalen, wunderbar gepflegten Händen leicht über ihr schwarzes Haar. „Es ist gleich vorüber“, lang ihre volle Stimme durch den halbdunklen Raum. „Wieviele Jahre gibt du mir noch, Herr Doktor?“ lächelte sie dann. Er lächelte auch. „Siebzehn im Höchsten, da du jetzt dreißig bist. Weiter als hundert wird eine geübte Frau nicht.“

„Über sie ist nicht mehr gebildet“, vollendete sie den Gedanken. „Aber im Ernst, ist das wirklich so harmlos?“ „Rind, wie oft soll ich es wiederholen? Dein Herz ist nicht das allerstärkste in Europa; das stimmt. Aber das besagt nichts, wenn du dich ein bißchen schonst, wie sonst. Heute freilich: Du hast viel getarnt, — wenn auch nicht mit mir, Gott sei Dank, ich konnte nicht —, du hast nach deiner eigenen Schätzung drei Tassen Tee zu viel getrunken, behauptest, dir außerdem noch den Magen etwas überladen zu haben; na, da gibt es denn mal ein Warnungssignal. So einen roten Polzeitzirkel am Brustmesser: Bitte halt! mehr geht nicht!“

Sie drückte ihm dankbar die Hand. „Wenn du es sagst — ich möchte noch einen Augenblick still liegen. Geh doch inzwischen schlafen!“

Er schüttelte den Kopf. Sie konnte es nicht mehr sehen, weil sie die Augen schon wieder geschlossen hatte. Er quälte sein müdes Hirn mit Gedanken. War es wirklich so harmlos? Sein Blick glitt über die liegende Frau. Wie, ungläublich fast konnte man helfen, wenn an einem solchen Organismus etwas verlagte.

Zentimeterweise wanderten seine Augen über ihren Körper. Von den winzigen Füßen über die langen, schlanken Beine, über Körper, Brust und Hals bis zum Haaransatz an der Stirn. Da, viel konnte man helfen, von wirftlichen Stellen bis zum direkten Ausbrennen. Und auch das noch mit der Steigerung von der einfachen Jahnhüllung bis zum Ertrag eines ganzen Gliedes. Nur Auge, Hirn und Herz waren gefährliche Eden. Da konnte man vollkommen machtlos sein. Ihn interessierte hier nur das Herz. Sollte nicht doch vielleicht... Es war doch nur ein, sogar einfacher, Pumpmechanismus. Aus welchem Material könnte man ihn bauen? Metall natürlich, aus vielen Gründen. Und selbstverständlich Gold.

Unwillkürlich lächelte er. Ein goldenes Herz! Wie im Volksmärchen. Aber die Märchen hatten ganz richtig geahnt. Etwas das man an einem solchen Organismus mit der Wissenschaft, die zum Leben führt, und dann heimlich davongeht, ihren Wagen befestigt und weinhält:

„Hinter mir dunkel und vor mir klar, Damit niemand sehe, wohin ich fahr.“

Als Ina ihrem Töchterchen das Märchen vorgelesen hatte, da sprach das Kind von Automobilscheinwerfern und gelächtem Schlußlicht.

Warum also nicht auch ein goldenes Herz? Um den mythischen Preis, der in den Märchen gezahlt werden mußte, war ihm nicht bange. Im Märchen kostete eine Wünschelrute auch mindestens ein Menschenleben und die Arbeit eines Menschenlebens dazu. Und ein Auto in Wirklichkeit... Das Herz mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum also in Naturform und -größe, aus möglichst dünnem Golde,

damit es leicht wird. Leichter als das richtige, wenn möglich. Innen einige Ventile, die ohne Fettreibung wasserdicht sind, und dann noch der Pumpmechanismus, der von irgendwoher Kraft erhalten muß, die an sich gering ist für eine Maschine. Da mußte man einen Ingenieur fragen...

In dreihundert Tagen verschimmerte sich Frau Inas Krankheit stark. Aber sie wurde immer schöner dabei. Und in dreihundert Tagen wurde die goldene Herzprothese zur praktischen Brauchbarkeit vollendet. Als er Ina das goldene Herz brachte, blank und glänzend, in roter Watte verpackt, da hielt sie es zuerst für ein Schmuckstück und fiel ihm um den Hals, bevor sie es noch richtig gesehen und ertastet. „Für mich!“

„Ja“, sagte er sehr ernst. „Für dich. Fünzig Tage hast du noch mit deinem eigenen Herzen, du weißt es doch. — Wirst du es wagen?“ Die Chance ist Null!

„Für dich will ich es“, nickte sie... Der Kollege Professor Eysenberger führte die Operation aus. Studentarbeit bei einer Leiche, — unerhört neu und schön bei einer Lebenden. Und gut führte er sie aus. Auch die Chance Null traf einmal zu. Vier Wochen nortotischer Schummer, vier Wochen Bewußtlosigkeit am Leben und mehrere vier Wochen noch unter Beobachtung zum Studium und aus Vorlicht.

Dann kam sie unangenehm zu ihrem Manne. In die Sprechstunde. Sie wartet unter den Patienten. Als sie an der Reihe war, ging sie hinein und ließ ihn die Narbe lüden, — auch er fand sie nicht gleich. Der Kollege Eysenberger verstand kein Fach.

Es wäre Unflirt, jetzt zu erzählen, daß Ina sich geändert hätte. Daß sie weniger mitfühlend mit anderen, weniger verfeilt in ihren Mann gewesen wäre. Das hatte mit dem Herzen nichts zu tun, und mit den paar Hormonen wurde die Medizin schon fertig. Nur eine Kleinigkeit war anders geworden: ihr Mann betam sie jetzt nicht mehr zu sehen. Tanzjournale, Schönheitskonfurrenzen, Autokennen für Damen, Segelfahrten im Sturm, Montblancbelegungen und Ozeanflüge, — ihr Herz hielt es ja aus, arbeitete lustig im Zweifelsfall, wo die trainiertesten Sportsleute die Segel strichen. Und Dr. Ritter sah, abgearbeitet und müde, auf der leeren Couch, die ihre jährlichsten Stunden gesehen, und sah im Ferner ein buntes, plastisches Bild seiner Frau, wünschte sie wieder einmal in Ruhe schlafen zu können...

„Aber das hat doch mit meinem kleinen Unfall nichts zu tun“, sagte sie lachend und legte die Arme um seinen Hals. „Am übergen sollst du jetzt aber lieber schlafen gehen. Du siehst bedeutend schlechter aus als ich.“

## Das älteste Kulturvolk

Die älteste Kultur, von der uns Zeugnisse erhalten sind, ist die des altorientalischen Volkes der Sumerer, die ihre Hochentw. um etwa im Jahr 3500 v. Chr., also am Ende der jüngeren Steinzeit, erreichte. Hier gab es schon Bibliotheken, in denen sich unter anderem die ersten Tierfabeln fanden. Auch schöne ethische Sprüche finden sich:

„Deinem Feinde vergilt nicht Böses; Dem, der dir Böses zufügt, vergilt Gutes!“

Das erinnert an christliche Lehren, wie auch in vielen anderen Anschauungen der Sumerer Grundlagen für die Bibelarbeitung zu finden sind. Es gab da Götterdrehellen, analog also dem Gedanken des dreieinigen Gottes; die Schöpfung tritt als Verführerin zum Sündenfall auf; das weltverlöbende Kind wird von einer Gottmutter geboren. Daneben finden sich auch naturwissenschaftliche Gedanken, nicht realistisch, sondern dichterisch gesehen. So ist das Gold verdichtete Sonne, das Silber verdichteter Mond. Wir sprechen heute mit dem gleichen Bild umgekehrt von der goldenen Sonne und dem silbernen Monde.

## Gebratene Singvögel

Es ist wohl sehr wenig bekannt, daß von den Zugvögeln in jedem Jahre nur ein sehr kleiner Teil nach den allgewohnten Wäldern und Heiden zurückkehrt. Die große Reize nach dem Süden stellt ungeheure Anstrengungen an die Tiere, verfehlt sie in so viele Gefahren, daß auch unter natürlichen Verhältnissen dadurch ihrer übermäßigen Vermehrung vorgebeugt ist. Namentlich sind es die Wegelagerer unter den Vögeln, die Raubvögel selbst, die den kleineren geliebten Gästen des Südens in den Tagen ihrer Wanderung unarmherzig nachstellen. Was soll man jedoch dazu sagen, daß sich ihnen auch menschliche Feinde der Singvögel beigesellen? Man wird erraten haben, worauf hier angespielt ist; auf den Schandfleck im Charakter des italienischen Volkes, einer Rasse, die sich sonst in Kultur und Gefügung hundertfältig ausgezeichnet hat, aber seit den Tagen der Antike niemals in ein menschliches Verhältnis zu den Tieren hat treten können. Man kann darüber streiten, ob Tierhagen und Gladiatorenkämpfe jene ungeheure Verrohung mit sich gebracht haben oder ob diese ihren Ursprung nicht vielmehr darin fanden, daß der Italiener zu wenig tierfreundlich ist. Tatsache ist, daß in Italien die über die Alpen wandernden Zugvögel seit Jahrhunderten unablässig verfolgt und gejagt werden, und leider machen hierin Nord- und Südtal, die sich sonst so vortrefflich voneinander unterscheiden, nur wenig Unterschied. Allerdings haben Neapel und Sizilien auch diesmal den Vorrang, daß dort das Vögelgeschäft am großartigsten betrieben wird. Dort werden alljährlich hunderttausende von Nachtigallen, Drosseln und Tauben getötet, in so systematischer und offiziell sanktionierter Weise, daß für die Vogeljäger in Feldkapellen eigener Gottesdienst zum besseren Gelingen der Jagd abgehalten wird. Die kleinen Sänger werden dort etwas mehr verschont, aus der einfachen Ursache, weil sie gar nicht mehr in so großen Mengen nach dem Süden gelangen. Zu Hunderttausenden werden sie nämlich bereits in den Südpalpen gemordet, brütet sich, daß dort jährlich 40.000 Singvögel auf den Tisch kommen. Um Bergamo, Verona und die anderen großen Städte am Südrande der Alpen mögen es Millionen sein. Mit besonderer Vorliebe ist der Italiener die Schwablen, Nachtigallen, Rotkehlchen, Grasmücken, Bachstelzen; allerdings verschont er auch die Reihern, Möven, selbst die Raubvögel nicht, die ihm einen geschätzten Sonntagsbraten liefern.

Anfolge dieser grauenhaften Verwüstungen sind schon die südlichen Alpensteile, wo Italiener wohnen, sehr arm an Vögeln. Ichudi erzählt, daß er auf vielmöglichen Wanderungen im Kanton Tessin nicht einen Sperling, nicht einmal eine Krähe oder Dohle bemerkt habe. Alle Vogelneister, die der Italiener erreichen kann, werden ausgenommen; mit Schlingen und Netzen der Singvögel nachzufüllen, gehört zu den größten Vergnügungen des Volkes im italienischen Teile der Schweiz und Tirols. Gesehe helfen hier wenig, so viele ihrer auch, namentlich in der Schweiz, erlassen wurden, und eine Besserung ist nicht zu erwarten.

Damit jedoch wir Nichtitaliener uns in moralischer Entrüstung nicht zu sehr überheben, berichtet uns auch die deutsche Kulturgeschichte vom feinen Lederbissen der „Leipziger Lerchen“; d. h., es wurden in Leipzig schon im Jahre 1720 monatlich an 400.000 der singenden und jubelnden Lerchen verpeist. Karl Vogt, der berühmte Wortkämpfer des Materialismus, hat sogar diesem Verzehren warm das Wort geredet. „Trotz aller Humanität“, sagt er, „sind fette Leipziger Lerchen ein ausgezeichnetes Lederbissen, und man hat bis jetzt noch nicht gehört, daß die so fruchtbar Leipziger Ebene durch den Verzehren in ihrem Ertrag Schaden gelitten hat.“ Und damit zum Schluß Engländer und Franzosen auf den lerdhenoerzählenden Deutschen nicht gar zu überheblich heroblickten, möge unsere Betrachtung der alpinen Vogel mit einer Angabe aus Marckalls trefflichen „Neuen Speisergängen eines Naturforschers“ beschließen sein. Denn dort fand ich den interessanten Satz: „Vor Brighton an der Südküste Englands gehen während der ganzen Saison täglich 12 bis 20 Körbe voll Lerchen und Singdrosseln, der Korb durchschnittlich 7 Kilo schwer, nach Paris, außerdem werden noch viele an Ort und Stelle und in der Nachbarschaft verzehrt.“ Dr. K. Francé.



(23. Fortsetzung.)

Bis 87 Pfennig durfte er heruntergehen — auf 92 hatte er aber nur nachgelassen. Das waren 5 Pfennig Differenz — bei 120.000 Meter 6000 Mark. Zehn Prozent Provision davon, machten 600 Mark. 600 Mark bar verdient und noch einen guten Eindruck hinterlassen!

Ach ja, Siegfried Ewerling war doch ein schlaues Köpfschen! Zufrieden ging er über die Straße und warf einem Blinden, der mit seinem Hund an der Hausmauer saß und Streichhölzer anbot, einen Sechser in die Mütze. Man mußte auch mal ein gutes Wort tun.

Er wollte schon weitergehen, kehrte aber doch noch einmal um und nahm schnell eine Schachtel Streichhölzer aus der Kiste.

Die konnte man immer gebrauchen, und der Blinde hatte trotzdem noch einen Verdienst von zwei Pfennig daran.

Am dritten Tage wurde Eberhard am Apparat verlangt. Er war gerade in der Expedition und ließ das Gespräch dahin durchstellen. Es meldete sich Dr. Hellwig.

„Also Zahn, ich habe die Probe mit besonderer Sorgfalt ausgeführt. Habe dazu ein extra altes, unüftiges, weibliches Meeresschweinchen genommen. Die Reaktion war stark positiv, das heißt, daß große Mengen Hypophysenhormon in der Injektionsflüssigkeit enthalten sind. Danach ist als bestimmt anzunehmen, daß die Betreffende sich in schwangerem Zustande befindet.“

„Also doch“, jappste Eberhard.

„Darf man fondolieren?“ fragte sein ehemaliger Kommilitone teilnahmsvoll. „Pech gehabt, ja? — Na, wenn du in Verlegenheit kommen solltest — ich meine, es kommt doch vor, daß die Betreffende kein Kind kriegen darf; daß irgendwelche krankhaften Umstände vorliegen, die es ratam erscheinen lassen, einen Eingriff — — — na ja, du verstehst

mich! — In solchem Fall wende dich nur getroffen an meinen Professor. Brandstatter ist eine Kanone auf dem Gebiet.“

Gedankenlos sagte Eberhard Ja und Danke. Dann fragte er: „Und was bin ich dir für die Unteruchung schuldig?“ „Ach, die Kleinigkeit. Nichts. Schickt dafür später mal deine Frau zu mir in Behandlung, dann werde ich es mir schon antednen!“

Efriede war nicht im geringsten erstaunt, als Eberhard ihr den Bescheid überbrachte. Das wußte sie ja bereits; es war ihr nur unverständlich, weshalb Ebi durchaus darauf bestanden hatte, diese Unteruchung vornehmen zu lassen.

Sie sagte ihm das auch, hoch ausgerichtet und mit der Würde im Ton, welche sie jetzt immer zur Schau trug.

Er verlor die Geduld. „Sammelkreuzbrennerweiter nochmal!“ schnauzte er sie an, „gewöh dir doch endlich wieder eine vernünftige Ausdrucksweise an! Es ist ja unerträglich albern, wenn du immer wie auf Stelzen redest!“ Dabei suchte er wild mit den Händen in der Luft herum.

Efriede war entsetzt. War das ihr Ebi — ihr stets sanftmütiger Ebi, der ihr noch niemals ein hartes Wort gesagt hatte? Sie versuchte einen Einwand, aber er mehrte befiß ab. „Tu mir einen Gefallen und sei still! Mach mich um Himmelswillen nicht verrückt. Hilf mir lieber nachdenken, wie wir aus dieser verdammten Scheiße — entschuldige — wieder herauskommen!“

Efriede schwieg erschüttert. Was für Worte gebrauchte Ebi — das hätte sie ihm nie zugetraut. Solche Worte gebrauchten doch nur Straßenarbeiter und dertei Plebs — aber in ihren Kreisen, und noch dazu ein Doktor — — —

Die gute Efriede war völlig aus dem Gleichgewicht geraten (ihre Mutter hätte statt dessen gesagt: Sie hat die Kontenance verloren!). Sie sagte nur noch schüchtern: „Ja, Ebi, dann wirst du wohl mit Papa sprechen müssen!“

Er glözte sie an. „Das geht doch nicht. Das ist doch ausgeschlossen. Ich kann doch jetzt noch nicht heiraten!“

Sie richtete sich kernengerade auf. „Dann werde ich mich meiner Mutter offenbaren!“

Das ist das Ende, dachte er verzweifelt. Sie „offenbart“ sich! „Offenbaren.“ — Er wurde ganz ruhig. Da konnte man nun wohl nichts weiter tun, als in den lauren Apfel beißen. Schade. Ein bißchen anders hatte er sich seine Zukunft immer vorgestellt, aber was half's? — Ein Trost war noch, daß der alte Borchardt Geld wie Heu hatte.

Er sagte sehr sanftmütig: „Nun sei mal vernünftig, Efriede. Selbstverständlich werde ich dich heiraten, darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber du mußt mir einen Gefallen tun. Du darfst vor Ablauf der nächsten vier Wochen zu keinem Menschen auch nur ein Wort davon erzählen, wie es zwischen uns steht. Ich habe nämlich im Geschäft eine große Sache vor, und dann kann ich meinem alten Herrn nicht mit dieser peinlichen Angelegenheit dazwischen kommen. Das wirst du verstehen. Wirst du mir versprechen, zu keinem Menschen ein Wort zu verlieren?“

„Ich gelobe es dir“, sagte sie.

Eberhard empfand einen Stich. Warum sagt sie nicht einfach „Ja“, warum „gelobt“ sie gleich? Ach, es würde ein schweres Stück Arbeit werden, Efriede, seine Braut — puh — zu einem halbwegs vernünftigen Menschen zurechtzumodeln. Hatte er das nötig gehabt? — — —

Anfang Juli legte die nette junge Vorführdame, die Eberhard Zahn damals die Arbeitsweise der Büromaschinen erklärt hatte, die Autoführerprüfung ab und kaufte sich den so sehnlichst erwünschten N.W. Wagen, Frontantrieb, Sportmodell. Zur gleichen Zeit lieferte ihre Gesellschaft an die Firma Lorenz Zahn u. Co. Tapissierwarenfabrik, eine C.V.B.-IV-Fakturiermaschine zum Preise von neuntausendzweihundert Mark; 30 Tage Ziel mit 2 Proz. Skonto.

Das war der erste große Schritt zur gänzlichen Reorganisation des Betriebes, wie sie Eberhard sich erträumte. Der alte Lorenz Zahn zog sich immer weiter von der Betriebsleitung zurück und beschränkte sich fast lediglich auf den Einkauf; alles andere überließ er Eberhard. Und Eberhard begann mit der Verwirklichung seiner Pläne, indem er rücksichtslos durchgriff. Er ließ sich von seinen anderen als rein geschäftlichen Erwägungen leiten; er studierte die Literatur, die sich auf dieses Gebiet bezog; er verglich die Statistiken und Berichte in- und ausländischer Wirtschaftsführer und begann, so ausgerüstet, seine Tätigkeit.

Er war „scharf“, wie die Angestellten — sogar die älteren Angestellten — mit wachsender Unzufriedenheit täglich feststellen mußten. Er hielt es nicht einmal für nötig, zu grüßen, wenn er morgens durch das Lager ging. Er sah die Angestellten überhaupt nicht. Sie waren Luft für ihn.

(Fortsetzung folgt.)